

Begegnung der Kulturen

Kulturtheorien sind höchst konjunkturabhängig, zumal wenn sie wirtschaftliche Entwicklungen erklären sollen. Die Debatte um den Einfluß „asiatischer Werte“ auf die aktuelle Wirtschaftskrise in Ost- und Südostasien zeigt dies einmal mehr. Lange Zeit galten die asiatischen Kulturen als ein Hindernis ökonomischer Entwicklung, ganz in der Tradition von Max Weber, der ihnen in seinen religionssoziologischen Studien Anfang dieses Jahrhunderts wenig Modernisierungspotential zuerkannte, da die Tradition der dortigen Religionen kein dem „Geist des Kapitalismus“ vergleichbares Wirtschaftsethos kenne.

Diese These wurde erst in den siebziger Jahren nicht mehr haltbar, als zunächst die „asiatischen Tiger“ (konfuzianischer Kulturkreis) und etwas später auch buddhistisch und islamisch geprägte Länder (Thailand, Malaysia, Indonesien) einen unerwarteten wirtschaftlichen Aufschwung erlebten. Plötzlich galt vor allem die konfuzianische Kultur sogar als Motor dieser Entwicklung. Die verheerende Wirtschaftskrise seit Mitte 1997 hat zu einer erneuten Kehrtwende geführt und kulturellen Erklärungen von Unterentwicklung wieder Aufwind gegeben. Vor allem die Kritiker der „asiatischen Werte“ vermerken dies nicht ohne eine gewisse Schadenfreude.

Wie läßt sich dieser auf den ersten Blick recht verwirrende Tatbestand verstehen? Und inwieweit ist Kultur mehr als ein beliebiges Paradigma, mit dem sich alles und darum eben nichts erklären läßt?

Ein erster Grund für die Unergiebigkeit mancher kultureller Erklärungen ist einfach darin zu suchen, daß sie komplexe Phänomene eindimensional erklären wollen. Entwicklungen wie das „asiatische Wunder“ oder die „asiatische Krise“ haben stets mannigfache und vielschichtige Ursachen. Ohne genaue Analysen lassen sich bestenfalls oberflächliche Erkenntnisse gewinnen, zumal wenn es um kulturelle Faktoren geht. Häufig sind auch politische Interessen und Medienwirksamkeit mitverantwortlich für allzu pauschale Vereinfachungen.

Kulturelle Fehleinschätzungen sind aber häufig auch die Folge eines deterministischen Kulturverständnisses. Man stellt sich die soziokulturellen Rahmenbedingungen so vor, als ob sie mit innerer Notwendigkeit bestimmte Ergebnisse hervorbringen würden. Kulturen sind aber höchst vielschichtige Realitäten, die in einem langen geschichtlichen Prozeß entstanden und stetigem Wandel unterworfen sind. Sie sind nicht mehr – aber auch nicht weniger – als Orientierungsrahmen, die dem Leben der Menschen Sinn verleihen und ihrem Handeln die Richtung weisen. Kulturen sind auch nicht völlig unsichtbare Realitäten, sondern sie sind sichtbar in den Verhaltensweisen der Menschen, in den sozialen Strukturen und

in zahllosen Institutionen, die das menschliche Zusammenleben regeln und zugleich entlasten, wie Sprache, Symbole, Rituale. In diesem Sinn sind Kulturen offene Systeme, die viel Handlungsspielraum bieten und ganz unterschiedliche und sogar gegenläufige Entwicklungen hervorbringen können, wie sich in Asien gezeigt hat. Umgekehrt haben gesellschaftliche Prozesse nie nur soziokulturelle, sondern immer auch ökonomische und politische Ursachen.

Schließlich verstellt ein latenter Ethnozentrismus häufig den Blick dafür, daß unter normativer Rücksicht alle Kulturen ambivalent sind. Jede Kultur enthält sowohl positive Elemente, die für ein humanes Zusammenleben unerlässlich sind, wie auch negative Elemente, die ein menschenwürdiges Leben erschweren. Jede Kultur ist darum einerseits unersetzlich und schützenswert, andererseits darf dies nicht zu einer naiven Kulturromantik verleiten, die nur allzuleicht in einen rigiden und unmenschlichen Traditionalismus umschlägt. Die spezifischen Stärken und Schwächen einer Kultur sind meist sogar eng verflochten. So fördert die Betonung der Gemeinschaft in Asien stabile soziale Strukturen, Rücksichtnahme und Solidarität, sie ist aber auch ein Nährboden für Apathie, Nepotismus und Korruption. Umgekehrt begünstigt die Betonung des Individuums im abendländischen Kulturkreis demokratische Strukturen, Initiativefreudigkeit und persönliche Leistungsbereitschaft, sie bietet aber auch viel Raum für Rücksichtslosigkeit, Egoismus und extremen Individualismus.

Angesichts dieser Ambivalenz kann keine Kultur allein universaler Maßstab sein. Dies gilt für die westliche Zivilisation nicht weniger als für die Kulturen in der Dritten Welt. Diese Feststellung ist für die Nord-Süd-Beziehungen von großer Bedeutung, weil sie jede kulturelle Überheblichkeit und Bevormundung verbietet und den Weg ebnet, um von einer asymmetrischen Lehrgemeinschaft zu einer dialogischen Lerngemeinschaft zu gelangen. Folglich gibt es auch keine einfach übertragbaren Leitbilder und Modelle der Entwicklung.

Diese Zusammenhänge sind nicht zuletzt für den Prozeß der Inkulturation des christlichen Glaubens, ein Kernthema der gerade beendeten Bischofssynode für Asien, außerordentlich wichtig. Alle mit diesem Thema verbundenen Probleme und Konflikte wurzeln nämlich in dieser Ambivalenz. Wenn die Botschaft des Evangeliums in andere Kulturen vermittelt wird, so kann sie dort einerseits an viele positive Werte anknüpfen, sie kann und muß andererseits aber auch Fehlentwicklungen anmahnen und ihre eigenen Wertvorstellungen einbringen. Dabei ist man sich allerdings häufig viel zuwenig bewußt, daß die Botschaft des Glaubens selbst immer kulturell geprägt ist. Dies gilt sowohl für die Bibel wie auch für die jeweilige konkrete Gestalt des Christentums. Da auch deren Kulturen zeitbedingt und ambivalent waren und sind, partizipiert die Botschaft des Evangeliums unvermeidlich an der Ambivalenz dieser Kulturen. Um so wichtiger ist es, daß auch die Weltkirche sich immer mehr zu einer wirklichen Lerngemeinschaft entwickelt.

Johannes Müller SJ